

Die Kunst der gerechten Erinnerung : Rede von Peter von Matt beim Gedenkakt "200 Jahre moderne Schweiz" in der Stadtkirche Aarau am 17. Januar 1998

Autor(en): **Matt, Peter von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nidwaldner Kalender**

Band (Jahr): **140 (1999)**

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1033818>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Kunst der gerechten Erinnerung

Rede von Peter von Matt beim Gedenkakt «200 Jahre moderne Schweiz»
in der Stadtkirche Aarau am 17. Januar 1998

Es ist nicht überall ganz geheuer im Kanton Aargau. Noch immer kann es geschehen, dass einem in der Nacht, wenn man allein unterwegs ist, plötzlich ein Reiter begegnet. Der sitzt auf einem gewaltigen Ross, gestiefelt und gespornt, und nebenher läuft ein weisses Hündchen. Der Boden dröhnt, die Sporen klirren, das Ross rast mit aufgerissenen Augen voran. Dem Reiter aber sitzt der Kopf verkehrt auf

dem Leib, und seine Augen starren rückwärts in die Nacht. Vergebens sucht er den Kopf zu drehen. Immerzu muss er zurückblicken, als wäre dort etwas, was er nicht sehen will und doch nicht aus den Augen bringt.

Das ist der Stiefelreiter. Man kennt seine Geschichte. Ein Verbrechen hat er begangen gegen Recht und Gesetz und gegen die Menschlichkeit. Falsch ge-



So stellen wir uns den Kniri-Seppli vor.

schworen hat er, aus Geldgier, und weil er unfähig war zu Mitgefühl.

Jetzt starrt er zurück in seine Vergangenheit und bringt sie nicht mehr los.

So kann es einem ganzen Land mit seiner Geschichte gehen. Es sollte nach vorn schauen, frei, entscheidungsfreudig, mit Lust an der Zukunft und kühnen Plänen im Herzen. Aber eine furchtbare Gewalt hat ihm den Kopf umgedreht auf dem Rumpf. Es weiss nicht, wo es hinsprengt in der Nacht. Es sieht nur, was war, und begreift nicht, was es damit anfangen soll.

So zurückschauen zu müssen, ist ein Fluch, und die berühmte Aargauer Sage vom Stiefelreiter ist nichts anderes als die Geschichte von einem Mann, der zur Erinnerung verflucht wurde.

Wie aber kann man zur Erinnerung überhaupt verflucht sein? Gehört denn die Kraft des Gedenkens nicht zum Höchsten im Menschen? Was wären wir ohne Erinnerung? Hängt nicht alles Selbstvertrauen, alle Selbstsicherheit, hängt nicht die Identität überhaupt von der Fähigkeit des Zurückdenkens ab? Ich bin, der ich war. Das ist ein einfacher Satz und ein schwieriger Satz. Er ist leicht zu widerlegen. Ich habe mich ja verändert. Aber die Widerlegung beweist ihn von neuem. Ich habe mich ja verändert.

Was vom einzelnen Menschen gilt, gilt auch von jedem grösseren Ganzen, zu dem er gehört. Was vom Ich gilt, gilt auch vom Wir. Sobald ich «wir» sage, ereignet sich bereits Erinnerung. «Weisch no...?», heisst es jedesmal, wenn Leute, die auf irgendeine Art zusammengehören, einander nach langer Zeit wieder sehen. «Weisch no...?» – diese einfachste Formel für das gemeinsame Zurückdenken ist stets auch ein Akt der gemeinsamen Selbstfindung. Wir sind, die wir waren. Und wer

kennt nicht das Vergnügen, das auszubrechen pflegt nach diesem ersten «Weisch no...?» Jetzt kommen die farbigen Geschichten, kommt die Freude an den Geschichten und am Erzählen und Zuhören. «Weisch no...?» Wie man es damals getrieben hat, und wie man es dem gegeben hat, und wie man die hinters Licht führte, und wie sie dann ein Gesicht machte, und wie der aus allen Wolken fiel... Und was waren wir doch einst für eine prächtige Bande alle zusammen!

Der Schritt vom Kreis dieser fröhlichen Erzählerinnen und herzhaften Prahler hinüber zu den ernstesten Geschichtsschreibern ist weniger weit, als man denken würde. Auch die Geschichtsschreiber suchen die historische Wahrheit nicht nur um ihrer selbst willen, sondern weil diese Wahrheit ihre Funktion hat in der politischen Gemeinschaft. Auch die politische Gemeinschaft ist, was sie war, und sie weiss nur, was sie ist, wenn sie weiss, was sie war. Und auch die politische Gemeinschaft neigt nicht selten dazu, von den Historikerinnen und Historikern bloss das eine hören zu wollen: was wir doch einst für eine prächtige Bande waren alle zusammen.

So unvernünftig ist der Wunsch gar nicht. Denn die Begeisterung über die gemeinsame Vergangenheit begründet spielend, in rauschenden Aufschwüngen, die Selbstvergewisserung und das Selbstvertrauen. Diese aber bilden die Grundlage für die Lust an der Zukunft und den Mut, sie zu gestalten. Soweit wir zurückblicken in der Geschichte der Menschheit, sehen wir deshalb immer und überall den gleichen Vorgang: der neu eingerichtete Staat, wenn er einmal die äusseren Feinde erschlagen und die inneren aufgehängt hat, bietet seine Erzähler und Geschichts-



Damit das Kind vor allem Neuen nicht Angst hat, schliesst es der Vater in die Arme.

schreiber auf, damit sie ihm eine glorreiche Vergangenheit schaffen. Von den Ursprüngen sollen sie erzählen, lautstark und farbig, auch wenn sich dabei die Balken biegen. Schauernd, erschrocken, hingerrissen vernehmen die Menschen dann von den Taten ihrer Vorfahren und erleben dabei, wer sie selber sind. Und gerne kommen sie an den Orten zusammen, wo sich die grossen Dinge einst abgespielt haben, und gedenken der Ereignisse, um sich miteinander ihrer Zusammengehörigkeit zu versichern.

Das ist kein Narrenspiel. Das ist ein Grundvorgang der politischen Kultur. Am Ende der Helvetik, als die junge Verfassung schon wieder in Fetzen lag, als es in

der Schweiz zuging wie auf einem brennenden Piratenschiff und jeder dem andern das Messer an den Hals setzte, als die Freiheitsbäume aufgerichtet und umgelegt und wieder aufgerichtet und wieder umgelegt wurden, da erhielt unser Land gleichzeitig zwei Geschenke, unverdient: es erhielt vom politischen Genie des Franzosen Napoleon die Verfassung der Mediation, die ein Zusammenleben überhaupt wieder möglich machte, und es erhielt vom dichterischen Genie Friedrich Schiller das Schauspiel «Wilhelm Tell», das uns, lautstark und farbig, vor aller Welt eine glorreiche Vergangenheit bescheinigte. Wir haben beides angenommen, ohne falsche Bescheidenheit, so wie

wir unverdienten Geschenken gegenüber ja nie besonders zurückhaltend waren. Zu den ältesten Wahlprüchen der Schweiz gehört der leicht veränderte Satz aus der Bibel: «Der Herr hat's gegeben, wir haben's genommen, der Name des Herrn sei gelobt!»

Diese Gleichzeitigkeit einer tauglichen, wenn auch befohlenen Verfassung und eines grandiosen, wenn auch importierten Kunstwerks der Erinnerung mag ein historischer Zufall sein, eminent aussagekräftig ist sie dennoch. Denn es zeigt sich daran, wie untrennbar jede wirkungsfähige Politik mit dem schöpferischen Gedächtnis verbunden ist.

Schöpferisches Gedächtnis – ich brauche dieses Wort mit Überlegung. Die Vergangenheit nämlich ist uns nie einfach gegeben. Auch die scharfsinnigsten Historikerkommissionen an den längsten Tischen mit den grössten Archiven im Rücken können uns nie die Vergangenheit geben, ein für allemal: so war's, und nun wissen wir's, und damit basta. Das Wissen allein genügt nicht. Das Wissen muss erlebt, erfahren, muss aufgenommen werden in die Ganzheit unserer Person. Man sagt so gern: Die Fakten müssen auf den Tisch! Sicher, das müssen sie, aber dann fängt die Aufgabe erst an: das Verstehen der Fakten, das Begreifen und Verbinden der Fakten zu grossen Zusammenhängen. Jetzt fängt die Aufgabe an, den Sinn zu gewinnen, den diese Fakten für uns heute haben. Solcher Sinn ist über Dokumente, Statistiken und Dossiers allein nicht zu erreichen. Die historische Wahrheit setzt eine freie Seele und einen gestaltenden Geist voraus – das schöpferische Gedächtnis. Und dies ist eine Aufgabe für alle, nicht nur für die Historikerinnen und Historiker, die sich in den Kavernen unserer Ar-

chive abrackern. Bürger eines demokratischen Staates zu sein heisst mehr als Abstimmen und Wählen. Es heisst auch, aus der Bedrängnis der eigenen Zeit heraus die Vergangenheit dieses Staates so für die Gegenwart zu gewinnen – in einem Akt, welcher Wissenschaft und Kunst zugleich ist –, dass sich daraus ein festes Bewusstsein der eigenen Existenz im Strom und Strudel der Geschichte ergibt – erlebte politische Identität. Der demokratische Staat gehört zu den höchsten Errungenschaften, die es auf unserem gequälten Planeten gibt, und wo er existiert, ist er auch der zustimmenden Gefühle seiner Bürgerinnen und Bürger wert, einer vernunftgelenkten, herzlichen Zuneigung.

Der Stiefelreiter, der durch die Nacht rast, den Kopf verkehrt auf dem Rumpf, sieht seine Vergangenheit und sieht nichts anderes mehr. Er flieht vor seiner Schuld, seinem Verbrechen, seiner Unmenschlichkeit, aber dies alles tanzt wie Gespenster hinter ihm her, tanzt in gleicher Geschwindigkeit an seiner Seite, zusammen mit dem weissen Hündlein. Er hat die Freiheit der Seele und die Schöpferkraft der Erinnerung verloren, und je schneller er flieht, umso mehr kommt er sich selbst abhanden.

Meine Damen und Herren. Wir sind hier versammelt, um uns zu erinnern, stellvertretend für alle Bürgerinnen und Bürger dieses Landes – wir sind Delegierte des Gedenkens. Wir schauen zurück auf die Helvetik, von der man sagen kann, dass sie genau an diesem 17. Januar vor 200 Jahren begann, als die Liestaler den ersten Freiheitsbaum aufrichteten und den Tellenhut oben draufsteckten – so wie man sich damals den Hut von Wilhelm Tell eben vorstellte: breitrandig und mit dicken, farbigen Federbüschen garniert.



Die Medien sagen, was passiert, das Urteil fällen wir selber.

Zur Beleuchtung brannten einige Schlösser in der Landschaft. Und wenig später konstituierte sich hier in Aarau das Parlament des neuens Staates. Dass die Erinnerung eine Aufgabe ist, dass die Vergangenheit von uns gestaltet werden muss aus der Erfahrung der Gegenwart heraus, zeigt sich selten so deutlich wie angesichts der Helvetik. Die Fakten liegen auf dem Tisch. Doch wer sich auf sie einlässt, dem surren sie bald um die Ohren wie die Wespen. Jeder findet den Beweis, den er sucht – sei es für die arge Unterdrückung, sei es für die hochgemute Freiheit.

«Zürich, im ersten Jahre der schweizerischen Sklaverei, den 10. Mai 1798», so unterzeichnete der berühmteste Zürcher, Johann Caspar Lavater, einen Protestbrief an die französische Regierung. Aber – zur gleichen Zeit erhielt die Schweiz erstmals

in der Geschichte eine Verfassung, die von Schweizern gewollt und von Schweizern entworfen war. Aber – diese Verfassung wurde von der französischen Regierung umformuliert und dem Land mit Waffengewalt aufgezwungen. Aber – das Gesetzeswerk beseitigte endlich das Regiment der Städte über die Landschaften und erklärte alle Bürger der Schweiz zu Menschen gleichen Rechts. Aber – dabei wurden aus den souveränen Kantonen bloss Verwaltungsdistrikte, und alte demokratische Rechte fegte man vom Tisch, als wären sie dummes Zeug. Aber – eine Horde von Landvögten, die überall auf massiven Schlössern sass und Steuern einzog mit Fingern von unterschiedlicher Länge, rutschte endlich von den Sesseln und fuhr unter dem Jubel der Bevölkerung von dannen. Aber – das Volk durfte seine Richter und Regierungen nicht direkt wählen, sondern nur Wahlmänner bestimmen, die dann an den Wahlen beteiligt wurden. Aber – die Juden in der Schweiz erhielten Rechte und Freiheiten, wie sie ihnen nicht einmal die Bundesverfassung von 1848 wieder zugestand. Aber – Schweizer Bürger wie alle andern Schweizer durften diese Schweizer trotzdem nicht sein. Aber – erstmals galt jetzt in diesem Land die Freiheit der Presse, die Glaubens- und Gewissensfreiheit wurde festgeschrieben und die Folter abgeschafft. Aber – die Klöster durften keine neuen Mönche mehr aufnehmen, und die Wallfahrten, wo man sich neben Gottes Segen stets auch ein paar vergnügte Tage verschaffte, wurden verboten. Aber – die Führer der Helvetik erklärten die Bildung des Volkes zur schönsten Aufgabe des Staates und begründeten die allgemeine Schulpflicht für Mädchen und Knaben. Aber – die Schutzmacht Frankreich plün-

derte die Staatskassen der reichen Kantone, führte das Gold in soliden Karren nach Paris und schickte sogar die Bären aus dem Bärengraben hintennach, zu kulinarischen Zwecken. Aber – zum ersten Mal in der Geschichte besass die Schweiz jetzt eine gewählte Landesregierung, fünfköpfig, bestehend aus einem Basler, einem Waadtländer, einem Solothurner, einem Berner und einem Luzerner. Aber – diese Regierung zögerte nicht, französische Truppen in die Täler zu schicken, die sich nicht fügen wollten, und deren Aufstände blutig niederzuschlagen. Aber – das Elend der Besiegten wurde durch landesweite Hilfsmassnahmen gelindert, und die Regierung sandte ihren besten Kopf, Johann Heinrich Pestalozzi, den erleuchteten Geist im Aufzug eines Clochards, als Helfer und Lehrer in das geschändete Stans. Die Fakten liegen auf dem Tisch. Die Zeugnisse und Dokumente füllen Bände. Das macht uns die Erinnerung nicht leichter. In der Rückschau kann einem die Helvetik sogar als ein einziger, ungeheuerlicher Tumult voller Brand und Pulverdampf erscheinen. Die Landesgrenzen sind durchlässig. Französische Armeen dringen über den Jura herein, die Österreicher über den Rhein, die Russen über die Alpen. Und das kracht aufeinander vor den Toren der vergelsterten Stadt Zürich, welche diese Truppen auch noch versorgen muss. Dabei hätte sie doch lieber etwas verdient an dem grimmen Tourismus. Und wenn wir heute in Paris unter dem Arc de Triomphe stehen, wo alle glorreichen Schlachten eingemeisselt sind, und plötzlich lesen wir zwischen den donnernden Namen «Austerlitz» und «Marengo» und «Borodino» meterhoch geschrieben: «Dietikon», und gleich daneben: «Muotathal», dann wis-

sen wir erst recht nicht mehr, sollen wir uns nun in die Brust werfen über soviel Weltruhm, oder ist uns dieser Weltruhm eher etwas peinlich.

Das ist das Grandiose an der Helvetik, dass sie unsere abschliessenden Deutungen immerzu scheitern lässt. Hier erfahren wir gründlich die Grenzen der Selbstherrlichkeit, mit der wir der Geschichte so gern gegenüber treten. Und selbst wenn wir dabeigewesen wären und zu einander sagen könnten: «Weisch no...?», wir wären um nichts besser beschlagen. Zeitgenossenschaft allein macht noch keine Experten. Das Gedächtnis muss schöpferisch sein. Das heisst: es hat den Entscheid zu treffen, was uns diese Epoche gelten soll und warum wir ihrer mit Respekt und Dankbarkeit gedenken wollen.

Dieser Entscheid ist ein ethischer Akt. Er hängt ab von dem, wozu wir uns heute politisch und moralisch bekennen. Die Revolution von 1798, die im Kern von Schweizern gewollt und von Schweizerinnen gemocht, von Schweizerinnen mitgewollt und mitgetragen wurde, entsprang der gewaltigsten Einsicht der Zeit: dass dem Menschen sein Denken nicht befohlen werden kann. Von diesem Blitz, der durch das Gehirn des Jahrhunderts zuckte, leitet sich alles andere her: die Idee der gleichen Rechte, und dass keiner von Geburt oder Geld aus Herr sein darf über den andern, und dass einer, der es trotzdem sein will, abfahren muss. Im Ja zu diesen Grundsätzen, zur Gerechtigkeit aufgrund der Menschenrechte, ist 1798 ein Teil unserer aktuellsten Gegenwart.

Der Blitz, der durch das Gehirn des Jahrhunderts zuckte, liess vor 200 Jahren die Freiheitsbäume in der Schweiz aus dem Boden schießen, vom Waadtland bis in den Thurgau, von Basel bis ins Tessin, vom

Unterwallis bis ins Toggenburg und nicht zuletzt im tapferen, tatkräftigen Aargau. – Und im Namen der Freiheit wurden sie dann wieder umgesägt.

Das ist der Pferdefuss der Sache. Kaum ist das Denken frei, wird die Freiheit auch schon verschieden gedacht. Und entsprechend verschieden sieht die politische Praxis aus. Zuerst steht Gedanke gegen Gedanke, dann Überzeugung gegen Überzeugung, dann Forderung gegen Forderung, dann Bajonett gegen Bajonett. Die Helvetik hat das erlebt. Der Wille zur Freiheit muss mit dem Bürgerkrieg rechnen. Auch das gilt es hier zu studieren. Nie ist uns die Freiheit ein für allemal gegeben, so wenig wie die Wahrheit der Geschichte. Die Freiheit ist ein Prozess ohne Ende, langsam und gefährlich. Immer läuft eine Blutspur mit. Auch am Weg der modernen Schweiz, von 1798 bis 1848, von 1848 bis 1998, liegen Tote. Wir können diese Toten sehen wollen oder

nicht. Wir können die chronische Gewalt vergessen über den eminenten Leistungen der Versöhnung, welche die Schweiz erbracht hat, aber wir haben das eigentlich nicht nötig. Vergessen ist keine Kunst, Kunst ist die gerechte Erinnerung. Dieses Land ist heute so weit, dass es in ruhigem Ernst auf alles zurückblicken kann, auf die grossen Werke seiner politischen Kultur wie auch auf das Böse und die Schuld, und alles annehmen kann als Teil seiner selbst. Nur dann sitzt ihm der Kopf beweglich, frei und furchtlos auf den Schultern. Dann aber ist es auch bereit für das grosse Projekt der Zukunft – mit alten Nachbarschaften und neuen Bündnen, mit alter Gerechtigkeit in einer neuen, geldbesessenen Arbeitswelt, mit alter Herzlichkeit zu neuen, buntgemischten Landsleuten, mit altem Trotz gegenüber neuer Arroganz und mit altem Helferwillen in einer neuen, weltverschwisternten Solidarität.



Ringel, Ringel reihen...